Felicitas Geduhn,

Felicitas Geduhn wurde 1979 geboren. Dem Studium der Germanistik und Kulturwissenschaft in Bremen folgten einige berufliche Jahre in Berlin. Heute lebt sie mit ihrer Familie in der Metropolregion Hamburg.

www.felicitasgeduhn.de

© Westlight - stockadobe.com

»Der Sommer knallte. Alles knallte.
Die Sonne, der Himmel, der Asphalt.«

Ein ostdeutscher Ort an der Elbe: Die Luft flirrt, der Asphalt glüht, der Lehmboden auf den weiten Wiesen ist rissig. Annas Tage scheinen endlos. Vier Wochen Sommerferien liegen hinter Martin und ihr, vier Wochen noch vor ihnen, als ihre zeitlosen Kinderabenteuer plötzlich erste Einschnitte erleben. Denn mit elf Jahren beginnt man zu ahnen, was die Erwachsenen um einen herum längst wissen: wie man Kriege beginnt und verliert, wie man Mauern baut, Tiere einschläfert, Lügen für sich behält und wie man trotz Einschlägen im Leben – oder mit ihnen – weiterlebt. Bis die Freundschaft mit der siebzigjährigen Fanni Ereignisse in Gang setzt, die das Mädchen für lange Zeit prägen werden.

Zehn Jahre danach hat Anna sich in der Anonymität der Großstadt ein eigenes Leben eingerichtet. Sie hält ihre winterkalte Welt leise und geordnet wie die Bücherstapel der Bibliothek, in der sie arbeitet, und wie die Gemüseschublade ihres Kühlschranks, in der die Schildkröte Greta überwintert. Doch als Jahre später das Haus, in dem Martin aufgewachsen ist, zum Verkauf steht, kehren beide zurück in den Kosmos ihrer Familie in dem kleinen, längst gewandelten Ort nahe der immer gleichen Elbe.

www.verlagshaus-roemerweg.de

€ 22,00 (D)
€ 22,70 (A)

ISBN 978-3-7374-1212-4

Felicitas Geduhn

sommer

S. Marix Verlag

Felicitas Geduhn

sommer

Roman

»Vor uns lagen vier Wochen Sommerferien. Genauso viele lagen hinter uns. Bergfest. Ab jetzt würden wir rückwärts zählen und uns rückwärts erinnern.

An dem Tag, als uns das klar wurde, lagen wir bäuchlings ausgestreckt auf der Straße und stützten unser Kinn auf dem heißen Asphalt ab. Es war um die Mittagszeit, wir hätten uns keinen besseren Zeitpunkt aussuchen können.

›Guck dir das an. Der alte Schröder hatte recht.‹

Ich folgte Martins begeistertem Blick. Vor unseren Augen lag die Straße Richtung Kreisstadt unter Wasser und ging irgendwo fließend in den Himmel über. Links und rechts begleiteten staubig-hellbraune Wege die nasse Straße. Hinter uns näherte sich stotternd ein Auto.

›Kannst du direkt reinspringen und losschwimmen. Und irgendwann bist du in Timbuktu.‹ Martin kicherte, sprang auf und knuffte mich in die Seite.«

(aus dem Inhalt)

Ein leises Buch über die lauten Explosionen im Leben

Felicitas Geduhn

SOMMER

Felicitas Geduhn

SOMMER

Roman

S. Marix Verlag

Inhalt

ERSTER TEIL – Sommer 1989

Vier Wochen noch 10 // Drei Wochen noch 20 //
Zwei Wochen noch 26 // Sieben Tage noch 41 //
Fünf Tage noch 45 // Drei Tage noch 50 //
Zwei Tage noch 54 // Nicht mal mehr ein Tag 61

ZWEITER TEIL – Herbst 1999 bis Frühling 2000

Zurechtkommen 68 // Winterquartiere 76 //
Universumsgedanken 86 // Fehlstellen 97 //
Vier Buhnen 101 // Anlauf 110 // Dreihundert-
siebenundachtzig Jahre 118 // Zu zweit 126 //
Frost 131 // Kein Meteorit 137 // Aufwachen 146

DRITTER TEIL – Sommer 2015

Eins 154 // Zwei 161 // Drei 166 // Vier 172 //
Fünf 180 // Sechs 184 // Sieben 191 // Acht 199 //
Neun 201 // Zehn 209

ANHANG

Fannis Briefe und Notizen 212

Für M. und F.

In sibirischen Wintern ist es oft so kalt, dass man noch Stunden später die Umrisse des Menschen erkennt, der durch die weiße Luft gegangen ist. An besonders eisigen Tagen halten die in den einsamen Häusern wohnenden Schulkinder morgens Ausschau, ob sie die vertrauten Konturen ihres Lehrers entdecken. Ist kein Umriss zu sehen, fällt die Schule aus und die Kinder können sich den beschwerlichen Weg sparen. Es kam vor, dass besonders schulhungrige Kinder, deren einzige Abwechslung das Lernen mit ihren Freunden war, auf dem Weg zur Schule erfroren sind. So unglaublich kalt ist es dort an der Grenze zu Jakutien. Deswegen hat man sich auf die Sache mit den Umrissen geeinigt. Eisluft als Übermittlerin von Nachrichten. So habe ich es irgendwo gelesen.

Es gibt diese Dinge, die liest man ein Mal, man fliegt in dem Moment scheinbar zufällig über sie hinweg, und dann vergisst man sie nie wieder. Man vernimmt diesen einen Gedanken, diese eine Geschichte, denkt vielleicht beiläufig: »Ach, sowas«. Und später, bei jedem angeblichen Minustemperatur-Rekord, über den berichtet wird, denkt man von neuem darüber nach.

Meine Geschichte, die Geschichte meines, nein, unseres Lebens, spielt im Sommer. Die Sommer meiner Kindheit sind flirrend heiß und staubig. Mehr als einmal drohten unsere kleinen Zündelversuche auf die knisternden Wiesen der Flusslandschaft überzugreifen, sodass wir hektische Löschversuche unternahmen. In all den Jahren hat es nur ein einziges Mal geregnet und das war für alle überraschend. Die Grillsachen und Klappstühle brachten wir schnell in die Sicherheit des immerkühlen Hausflurs und sahen dort bei geöffneter Tür dem rauschenden Regenteppich zu. Lange und mit Staunen. Vermischten sich eben noch unsere Stimmen zu einem lebhaften Gewirr, so war es jetzt geradezu andächtig still vor diesem gleichmäßigen Fluss des Regens. Ich weiß heute noch, wie mein Atem stockte, wie wir verstohlene Blicke zu den anderen warfen und schnell wegblickten, wenn sie es bemerkten. Keiner wollte gestört werden und keiner wollte stören. In dem Sommer, von dem ich erzählen will, begegneten wir zum ersten Mal in unserem Leben der Kälte Sibiriens.

ERSTER TEIL

Sommer 1989

Vier Wochen noch

Der Sommer knallte. Alles knallte. Die Sonne, der Himmel, der Asphalt. Es war der Sommer 1989 und alle waren was mit Null. Martin und ich zehn, Oma und Fanni siebzig, Martins Mutter, also meine Tante, vierzig. Eigentlich waren wir ein Jahr zu früh damit dran, sagte Martin. Im nächsten Jahr hätte es besser gepasst, weil dann auch das Jahr nullte. Martin mochte es, wenn die Dinge passten. Wenn es so aussah, als würde alles einer bestimmten Logik folgen und einen Sinn ergeben. Das Leben als Mathebuch.

Erst im Nachhinein wussten wir, dass im Jahr danach gar nichts mehr gepasst hätte. Normalerweise ist es ja der Sinn, der sich einem im Nachhinein erschließt. Hier war es der Unsinn, der sich uns in seiner Gänze offenbarte.

In diesem Sommer strickten Martin und ich lauter Geheimnisse und stellten fest, jeder hier strickte seine Geheimnisse. Manche von ihnen waren versierte Geheimniskrämer und in ihrer Mimik schon nachlässig geworden, wir waren noch blutige Anfänger. Und gerade weil wir noch in den Anfängen steckten, achteten wir umso mehr auf Anzeichen, die die anderen enttarnten. Ein, nur ein zuckender Mundwinkel oder ein Wimpernschlag zu viel konnten verräterisch sein. Dann warfen Martin und ich uns zum Zeichen, dass sie uns ins Netz gegangen waren, einen schnellen Blick zu und Martin hob seine rechte Augenbraue. Später, in einem ruhigen Moment, machte er sich einen entsprechenden Vermerk in sein Notizbuch. Ohne dieses längst fleckige Heft, das mein Cousin überall mitschleppte, hätten wir in diesem Sommer vielleicht alle Fäden aus den Händen verloren.

Vor uns lagen vier Wochen Sommerferien. Genauso viele lagen hinter uns. Bergfest. Ab jetzt würden wir rückwärts zählen und uns rückwärts erinnern.

An dem Tag, als uns das klar wurde, lagen wir bäuchlings ausgestreckt auf der Straße und stützten unser Kinn auf dem heißen Asphalt ab. Es war um die Mittagszeit, wir hätten uns keinen besseren Zeitpunkt aussuchen können.

»Guck dir das an. Der alte Schröder hatte recht.«

Ich folgte Martins begeistertem Blick. Vor unseren Augen lag die Straße Richtung Kreisstadt unter Wasser und ging irgendwo fließend in den Himmel über. Links und rechts begleiteten staubig-hellbraune Wege die nasse Straße. Hinter uns näherte sich stotternd ein Auto.

»Kannst du direkt reinspringen und losschwimmen. Und irgendwann bist du in Timbuktu.« Martin kicherte, sprang auf und knuffte mich in die Seite.

Timbuktu war Martins Sehnsuchtsort, seit er im letzten Schuljahr das flüssige Lesen entscheidend für sich voranbringen konnte und allerlei wundersame Wörter entdeckte, die er in seinem Notizbuch verewigte. Timbuktu stand für etwas, das man dringend im Leben und am besten schon in diesem Sommer erreichen musste.

Seit ich Martin kannte – so wie man jemanden kennt, über den man etwas erzählen kann – hatte er ein ausgeprägtes Interesse für schräge Experimente aller Art. Da kam ihm der Versuchsaufbau seines Lehrers für gelangweilte Sommerferienkinder gerade recht.

Wir warteten, bis sich das Auto entfernt hatte, und schmissen uns wieder auf die Straße. Immer und immer wieder. Dabei vergrößerten wir den Abstand zwischen unserer Sichtachse und der Straße mit jedem Mal ein Stückchen mehr.

Es war ein komplizierter Versuchsaufbau. Und ein langwieriger, da Martin jeden Zwischenstand gewissenhaft in sein Buch übertrug und auch, weil wir wegen der Autos ständig unterbrechen mussten.

Ich war mir sicher, derart ausführlich hatte es der alte Schröder gar nicht gemeint, blieb aber bei Martin. So war es meistens. Martin brannte für eine Idee und ich leistete ihm treu Gesellschaft, indem ich mit ihm brannte. In stillem Einverständnis hatten wir schon früh unsere Rollen gefunden und verteilt. Nur selten mussten wir etwas ausdiskutieren.

Hier also galt es jetzt, Folgendes zu beweisen: Je weiter wir unsere Sichtachse von der Straße nach oben verlagerten, den Winkel also vergrößerten, desto weniger blieb von der Luftspiegelung oder Fata Morgana zu sehen; sie wurde kleiner. Martin liebte Je-desto-Sätze.

»Nur einmal noch. Stell dich auf die Zehenspitzen und mach dich groß. So groß du kannst!«, rief mein emsiger Cousin mir die Regieanweisung zu und ich streckte mich so gut ich konnte, ohne das Gleichgewicht dabei zu verlieren.

»Weniger, viel weniger«, rief ich zurück und dachte, es wäre leichter, wenn wir uns einfach etwas zum Daraufstellen holen würden. Martin war begeistert, krakelte etwas in sein Buch, lief los und ich hinterher.

»Es ist so«, setzte er an. Mir war warm, ich hatte Durst, aber keine Geduld und Lust mehr. »Je näher man dran ist, desto mehr sieht man sie. Je kleiner man ist, desto näher ist man dran. Wir sind kleiner. Wir sind Kinder. Weiter unten, verstehst du? Wir sehen viel mehr. Erwachsene sind zu weit oben.«

»Ich sehe, dass ich etwas zu trinken brauche. Oder Eis. Am besten beides«, antwortete ich.

»Und dann entgeht ihnen so was. So was Unglaubliches – ein ganzer See, einfach auf die Straße gekippt«, überging Martin meinen Einwand. »Na ja, bis auf einen.« Plötzlich blieb er stehen. Es war, als würde der Vorhang fallen und das letzte bunte Bühnenbild mitnehmen. Was blieb, war ein farbloser Junge, aus dem das Leuchten von eben gewichen war. »Er würde sich runterbeugen. Obwohl er riesengroß ist. Hat er immer gemacht.«

Ich hätte antworten können, dass er – soweit ich mich erinnern konnte, und im Erinnern war ich eigentlich ganz gut – doch gar nicht riesengroß war, und selbst wenn, konnte man nicht wissen, ob er immer noch das Gleiche tun würde wie damals.

»Wir suchen ihn und zeigen es ihm«, sagte ich stattdessen, weil es so leichter war.

Martin würde wegziehen, ein gutes Stück geradeaus, die nasse Straße vor uns entlang, dann links. Zu einem neuen Vater, den seine Mutter heiraten wollte. Die Hochzeit sollte in vier Wochen sein.

Martin schaute mich an und ich konnte sehen, wie Farbe in ihn zurückkehrte – Farbton für Farbton, wie beim *Malen nach Zahlen*.

»Echt?« Bunt und ungläubig schaute er mich an.

Ich nickte heftig, legte alle Kraft in mein Nicken, so lange, bis mir Martins Lachen breit genug erschien. Er knuffte mich wieder in die Seite, ich knuffte ihn zurück und wir rannten los.

Vier Wochen. So viel Zeit blieb uns, um seinen ersten und Original-Vater zu finden – diesen Vater, an den sich keiner von uns richtig erinnerte, den wir aber zum riesengroßen Helden stilisiert hatten, allein, weil er ein Original war.

Wir liefen zu uns nach Hause auf den Kleinen Hof, Martin immer eine Schrittlänge vor mir.

Der Kleine Hof hieß wahrscheinlich nur so, weil es gegenüber immer auch den Großen Hof gab, und umgekehrt galt dies auch für den Großen Hof. Ohne den anderen wären sie beide nur jeweils irgendein Hof gewesen und uns hätte vielleicht etwas gefehlt, um den Konstanten unserer Welt eindeutige Namen zu geben. Der Kleine und der Große Hof grenzten unmittelbar an die weite Auenlandschaft vor der Elbe, die wiederum unterteilt wurde in eine Vor dem Deich und eine Hinter dem Deich. Wir hatten unsere eigene Sprache. Wir hatten Große Runden, Kleine Runden, Achterrunden und eine Schlafende-Schlangen-Runde. Wir hatten die Sinnlose Brücke, die so hieß, weil es nichts gab, das sie überbrücken konnte, die Weideninsel, den Tiefen Tümpel und den Lehmbunker. Das waren die Koordinaten, innerhalb derer sich unsere Welt drehte.

Zur anderen Seite der Höfe lag die Asphaltstraße Richtung Stadt, die zugleich unseren Radius begrenzte. Beide Höfe wurden eingerahmt von den typischen dunkelroten Siedlungshäusern der Zwanzigerjahre. Dazwischen verteilten sich Rasen, Wäschestangen mit gespannten Leinen, die uns als Netze beim Federballspiel dienten, ein paar Beete, Hecken und Sitzecken – alles wie zufällig und auch ein bisschen nachlässig mit einem Würfelbecher über den Hof gekippt. Der Kleine Hof war nicht nur kleiner, er

war auch langweiliger. Den Kindern und anderen Bewohnern des Großen Hofs haftete dagegen immer etwas Geheimnisvolles an – und ihr Hof war verwunschener, verwinkelter und mit höhergewachsenen Sträuchern und Bäumen bepflanzt, die ihr eigenes vegetatives Wegenetz bildeten.

Ein Sommerbild. Wie die grün melierte Auslegeware, die meine Tante damals bei meinem Einzug vor unseren Augen ausgerollt hatte. Meine Oma hatte ihr kleines Zimmer für mich geräumt und endlich einen Anlass gefunden, die alten, ochsenblutfarbenen Dielen zu überdecken. Martin und ich hatten an der Wand gelehnt und gespannt zugesehen, als die zimmerbreite Rolle wie eine Welle auf uns zuraste und sich die Velourslandschaft, die der draußen so ähnelte, vor uns ausbreitete. An den wenigen Tagen, an denen Rausgehen wegen des Wetters oder anderer Umstände wirklich nicht ging, trafen wir uns auf meinem Teppich und bauten unsere Welt auf dem Rechteck aus Kunstfasern nach.

Manchmal stellte ich mir vor, ich würde in einem unbeobachteten Moment einfach weitergehen, hin zu den Bergen, die die Scheuerleisten waren, oder hin zur Türschwelle, die das Meer war, und dort meine Zelte aufschlagen. Dann fragte ich mich, ob ich jemand anderes werden würde und alles anders verliefe. Aber das verriet ich nicht einmal Martin.

Martin wohnte mit seiner Mutter in der Wohnung über uns. Sein Zimmer war über meinem Zimmer, mein Schrank unter seinem Schrank, mein Tisch unter seinem Tisch. Mein Bett hatte ich wenige Tage nach dem Einzug an die andere Wand gerückt, genau unter Martins Bett, damit ich ihn nachts gleich über mir wusste.

Martin hatte die bessere Aussicht. Ich selbst schaute nur auf die Schuppen, die zu einer Seite des Hofes lagen wie an einer Schnur aufgefädelt. Martins Mutter war tagsüber auf ihrer Arbeitsstelle im Glaskombinat, Martin deshalb fast immer bei uns. Wenn er abends in die Wohnung nach oben ging, fehlte mir sofort etwas.

Außerdem hatten wir – eigentlich war er es gewesen – ein System entwickelt, mit dem wir uns über Klopfzeichen unterhielten,

wenn wir abends in unseren Betten lagen. Ständig dachte sich mein Cousin neue Kombinationen aus, die ich mir aber nie merken konnte, sodass es meistens bei einfachen Abfolgen blieb. Lebenszeichen, ohne die wir bald nicht mehr einschlafen konnten und unruhig den nächsten Morgen abwarteten, wenn sie ausblieben.

»Hab ich schon von draußen gerochen«, sagte Martin, als wir uns auf die Bank in der Küche zwängten und unsere Oma uns zwei Teller hinschob.

Oma war vor kurzem siebzig geworden und erwartete wie an jedem ersten Sonntag im August ihre vier Freundinnen zum Nachmittagskaffee. Schon seit dem Aufstehen hatte ich den Geruch von Kuchen in der Nase. Die Geburtstage unserer Familie wurden immer mit zu viel Essen für zu wenige Leute gefeiert, denn aus ihrer ostpreußischen Heimat hatte meine Oma die unumstößliche Regel mitgebracht, dass für jeden Gast ein halber Kuchen einzuplanen ist. Noch Tage später aßen wir an den Resten.

»Ihr könnt mir helfen und den Tisch decken. Wenn ihr aufgegessen habt«, sagte sie.

Da Martin den Mund voll hatte, murmelte ich für uns beide etwas zurück, das als Zustimmung gewertet werden konnte. Ich formte die Krümel auf der Decke zu Linien und Kreisen und gab den Kreisen Gesichter, die mich ratlos anschauten.

»Kommen die Zwillinge auch? Kann ich sie sehen?« Zwei Krümel flogen im hübschen Bogen aus Martins Mund und landeten auf dem Tisch.

Die Zwillinge waren neben der Experimentiererei und dem Angeln Martins drittes großes Wunder und hatten daher ein eigenes Registerblatt im Notizbuch. In unserer Vorstellung war das Zwillingsdasein eigentlich etwas zutiefst Kindliches und Verspieltes, das untrennbar mit den jungen, höchstens jugendlichen Jahren eines Menschenlebens verbunden war. In meiner vierten und seiner fünften Klasse gab es auch Zwillinge, die ebenfalls Martins Forschungsinteresse beflügelten. Dass es nun zwei identisch aussehende, alte Menschen geben sollte, hatten wir lange nicht glauben können, sondern den beiden Damen einen feinen Sinn für Humor unterstellt.

»Du kannst jedenfalls ›Guten Tag‹ sagen«, meinte meine Oma beiläufig, während sie Kaffeepulver in den Filter füllte und dabei den Messlöffel jedes Mal sauber glattstrich. Auf meine runden Krümelgesichter rieselten winzige dunkle Sommersprossen, die sie sofort freundlicher aussehen ließen.

»Ich muss überprüfen, ob sie wieder das Gleiche anhaben.« Martin trommelte bedeutungsvoll mit den Fingern auf dem Notizbuch, das auf seinem Schoß lag. Der Saum seiner kurzen Hose war hochgerutscht und gab den Blick auf den noch weißen Teil seines Oberschenkels frei, den kleineren Teil, der in diesem Sommer noch keine Sonne gesehen hatte.

»Das musst du von deinem Opa haben. Drei Koffer voll mit Aufzeichnungen, Bildern und was weiß ich noch. Ständig hat er etwas geschrieben und den Leuten Löcher in die Bäuche geguckt. Am Ende wollte uns keiner mehr besuchen, weil sie Angst hatten, dass sie danach ein Bild von sich oder eine Geschichte über sich in der Zeitung finden würden.«

»Oh, echt?« Martin war begeistert. »Hast du die noch? Auf dem Dachboden?«

»›Am Ende‹?«, fragte ich, was nicht gehört oder aber übergangen wurde.

»Entsorgt. Was sollte ich denn damit? Die konnten schließlich keine Kinder ernähren«, sagte Oma und zerstörte Martins aufkeimende Hoffnung auf einen Schatz, den er heben konnte. Sie wandte sich dem guten Geschirr zu, das sie abgezählt vor uns hinstellte. Das Thema war für sie erledigt.

Unsere Oma blieb, bis auf wenige Jahre, ohne Mann. Diese wenigen Jahre müssen voll von dem uns unbekannten Opa gewesen sein. Manchmal sprach sie beiläufig von ihm wie vom nächsten Wetterumschwung und wir stutzten dann kurz, weil seine Erwähnung ein Bruch in der Erzählung, im gerade Geschehenen war. So, wie sie von ihm sprach, mit dem ungewohnten Klang in ihrer Stimme, wirkte er stets viel vertrauter, als es sich für uns anfühlte. Wir brauchten immer ein paar Atemzüge, um unsere Gedanken wieder zurechtzupuzzeln und mit dem weiterzumachen, womit

wir gerade beschäftigt waren: Experimente, Notizen oder dem Treiben um uns herum zuzusehen. Das Bisschen, das wir über ihn wussten, ließ kein Bild in unseren Köpfen entstehen.

Als meine Eltern »abhandenkamen«, fügte sich meine praktische Oma, ohne auch nur einen Moment zu zögern, in ihre neue Rolle und nahm mich bei sich auf. Sie sorgte dafür, dass die Dinge liefen. Und die Dinge liefen, jedes Jahr, jeden Sommer, wie immer und immer wieder neu. Wenn auch nicht so wie in den anderen Familien, die wir kannten.

In meiner Klasse gab es mit mir nur drei Kinder, die »komisch« waren. Bei Martin waren es zwei. Komisch war kein Wort, das wir benutzten, um uns zu beschreiben. Es kam von den anderen und ich hatte es zufällig aufgeschnappt, als sich zwei Mitschülerinnen über mich unterhielten und nicht damit rechneten, dass ich in Hörweite war. Als sie mich bemerkten, reagierten sie selbst komisch, zwirbelten nervös ihre losen Haarsträhnen zu kleinen Löckchen und fragten mich zum ersten Mal, ob ich mitspielen wollte. Ich wollte natürlich nicht mitspielen. Seitdem fühlte ich mich oft wirklich komisch, wenn ich mit anderen Kindern zusammenkam. Bei Martin war es wohl ähnlich und wir beschlossen, unter uns zu bleiben. Das besiegelten wir mit unserem Blut. Seins in meinem, meins in seinem – so, wie wir es im Fernsehen gesehen hatten. Es tat auch nur ein kleines bisschen weh.

Ich selbst hätte meinen Cousin ganz anders beschrieben. Er war der Klügste von allen. Er erledigte seine und meine Hausaufgaben in Windeseile, damit wir mehr Zeit für die wichtigen Dinge hatten. Meine Lehrerin fand nie einen Fehler. Er war der Schnellste. Als Omas Hündin noch jünger und ihr Jagdtrieb ausgeprägter war, waren keine freilaufende Katze und kein umherhüpfender Vogel vor ihr sicher. Martin fing Luzy immer wieder ein, egal, wie viel Vorsprung sie hatte. Er war der Lustigste. Während ich mir keinen einzigen Witz merken konnte, hatte er sie alle abgespeichert und wurde nicht müde, sie in passenden und unpassenden Momenten zu wiederholen. Er selbst lachte dabei am lautesten, auch nach dem hundertsten Mal noch. Und ich lachte, weil er lachte. Er war

der Tierliebste. Er adoptierte Hasen, Meerschweinchen, Frösche und Insekten. Alle erhielten einen Namen, eine Beerdigung und konnten sich lebenslang seiner aufopfernden Liebe gewiss sein. Er war der Beste. Ohne ihn wäre alles nichts Halbes und nichts Ganzes gewesen. Es wäre vielleicht sogar überhaupt nichts gewesen.

Wir kamen nach und nach dahinter, dass unser Makel für die anderen darin bestand, dass wir nicht aus angeblich normalen Familien mit einer normalen Mutter, einem normalen Vater und vielleicht noch einem normalen Geschwisterkind stammten. Ich hatte keine Mutter, keinen Vater, dafür eine alte Oma. Martin hatte nur eine Mutter und sprach von einem Vater, den nie einer zu Gesicht bekommen hatte. Solange wir unter uns waren, spürten wir nichts von diesem Makel.

Der Geruch von warmem Apfelkuchen stand schwer in der Küche, vermischte sich mit der Mittagshitze und ich fragte mich, ob das jetzt immer so bleiben würde. Ob der Geruch sich einnisten würde in den angegrauten Tapeten, der karogemusterten Decke auf dem schmalen Tisch, den dünnen Gardinen und den altweißen, an den Ecken abgestoßenen Kanten der Küchenschränke. So wie der Alte-Leute-Geruch.

Im vorangegangenen Herbst war ich mit der Hortgruppe im Ort unterwegs gewesen, um Obst und Gemüse zu älteren Menschen zu bringen, die nicht mehr gut selbst einkaufen konnten. Es muss noch warm gewesen sein. Wir alle waren kurzärmelig unterwegs, als wir uns am späten Nachmittag vor der Turnhalle trafen. Unangemeldet platzten wir in die nur hastig sortierten Leben der Alten, erhaschten unerwünschte Blicke auf die in Eile drapierten Sofakissen und leergeräumten Tische. Nur das verlegen-freundliche Gebaren und dieser Geruch – meterdick und beißend – verrieten, dass wir gerade unsere Nase in etwas steckten, das uns nichts anging. Wenn ich mich anstrenge, kann ich ihn noch immer riechen, so lange hing er in meiner Nase und in meinen Gedanken fest. »So riechen alte Leute«, hatte später jemand von uns gesagt. Essen, Medizin, Staub, das Leben, das geht. Wir redeten dann nicht weiter darüber.

»Wusstest du, dass Zwillinge oft eine Geheimsprache haben? Eine, die nur sie verstehen, wie eine Art Zwei-Leute-Sprache? Als ob sie ihre eigene Miniinsel hätten«, überlegte Martin, während er fünf Gedecke auf dem zum Essen eigentlich zu niedrigen Wohnzimmertisch verteilte.

Wir kannten und wussten lange nur von Fanni, der einen Zwillingshälfte. Sie war die Freundin einer Nachbarin und ging regelmäßig auf dem Hof ein und aus. Dann kam der Tag, als Fanni doppelt vor uns stand und wir unsere etwas zu beiläufige Erziehung vergaßen und sie unverhohlen anstarrten.

Zwei kegelförmige Körper in der gleichen altmodischen Kleidung, ordentlicher Rock, Bluse, auf dem Kopf die akkurate, weißgelockte Haarkappe. Wie ein rätselhafter Komet trat Fannis Ebenbild Hedi in unser Leben, und obwohl sie fortan häufiger auftauchte und Gast bei den Kaffeerunden war, wurde ihre Anwesenheit zumindest für uns nie selbstverständlich.

Ich mochte Fanni. Der Blick, mit dem sie mich bedachte, war sanft und klug. Wir wussten voneinander, ohne je mehr miteinander zu sprechen als das übliche Hallo und Guten Tag. Ohne es benennen zu können, ordnete ich die Alten in meinem Umfeld – ich war umgeben von alten Leuten – schon früh bestimmten Kategorien zu, die darüber Aufschluss gaben, wie sie mich fanden, und umgekehrt, wie ich sie fand. Alles beruhte auf Gegenseitigkeit, das Mögen und das Nichtmögen. Fanni und ich mochten uns und mehr wussten wir nicht darüber. Anders war es mit Hedi, wir waren uns auf den ersten Blick nicht geheuer. Das kometenhaft Unheimliche, mit dem sie in unser Leben getreten war, konnte sie in unseren Augen nie ganz ablegen. Die Schwestern wohnten gegenüber im Großen Hof. Ohne Männer und ohne Tiere (das erste verstand ich nicht, das zweite Martin nicht) in einer Souterrainwohnung, die wir Kellerwohnung nannten, weil wir Souterrain nicht aussprechen konnten. Und das machte die Großer-Hof-Magie komplett. Es hätte mich nicht gewundert, wenn sie über ihre eigene Geheimsprache verfügt hätten.

Drei Wochen noch

»Anna … Anna!«

Zu leise gesprochen, als dass es schneller zu mir hätte durchdringen können. Martin konnte die A's in meinem Namen nie richtig dosieren. Immer waren sie zu leise und zu lang, beide, sodass mir mein Name aus seinem Mund oft nur um die Ohren huschte wie der Wind in den Elbwiesen, den ich manchmal hörte, wenn ich abends, leises Herz, im Bett lag und zusah, wie das übriggebliebene Licht vom Tag Muster an die Wände malte. Der Klang meines Namens verfing sich in meinen Träumen und Martin nahm einen neuen Anlauf.

»Los, aufstehen, Anna.« Dabei zog er mit einer Hand meine Decke weg und angelte mit der anderen nach meinen Klamotten, die auf dem Teppich verteilt lagen.

»Warum bist du schon wieder da?«, murmelte ich in mein Kissen und zog die dünne Decke zurück.

»Mach schon, das war abgemacht.«

Ein T-Shirt, das nach gestern roch, landete auf meinem Gesicht. Vorsichtig sammelte ich alle Körperteile zusammen, um sie aus dem Schutz der Decke zu befreien. Auf der Bettkante fiel es mir dann wieder ein und ich strahlte Martin an, der dankbar und erleichtert zurückstrahlte.

Wahllos packten wir in der Küche Lebensmittel in unsere Rucksäcke, verabschiedeten uns für einen Tag draußen und stürmten vor die Tür, wo uns die Sonne ohne Vorwarnung ins Gesicht knallte. Ich legte die Hände schützend auf meinen hellbraunen Pony, bis sich meine Augen an das Licht gewöhnt hatten. Prüfend und mit der Routine von Zehn-, fast Elfjährigen vergewisserten wir uns, dass die Welt heute noch unsere Welt von gestern war, nickten uns zu und rannten die Straße runter.

Martin hatte nichts dem Zufall überlassen. Jede Minute war durchgeplant. Als wir in den Bus stiegen, hatte ich das Gefühl, nur

noch aus Herz zu bestehen. Ein einziges riesiges Herz, das bis in die Haarspitzen pochte und bestimmt gleich aus den Ohren herausfiel. Mir wurde bewusst, dass man verschieden planen kann. Nämlich einmal den besten Fall, in dem alles so gut geht, wie man es sich wünscht, mit einer Portion Glück vielleicht sogar ein bisschen besser. Und einmal den schlechtesten Fall, bei dem alles in die Hose geht, weil vielleicht ein Busfahrer komische Fragen stellt. Erwachsene schienen dazu zu neigen.

»Wo wollt ihr denn hin?«, schmetterte er uns da auch schon entgegen und stierte uns an.

Ich war sofort bereit, ihm alles Geld zu überlassen und den Rückzug anzutreten, als Martin ihm mit fester Stimme den Namen der Station mitteilte: »Zwei Kinder. Puschkinallee. Bitte.« Er musste das geübt haben.

»Wenn du so nett fragst.« Der Busfahrer lachte, als hätte Martin einen seiner guten Witze gemacht. »Zwei Kinder. Mit extra Rückfahrkarte, bitte schön.« Mit einem Zwinkern und klebrigen Händen drückte er uns die Fahrkarten in die Hand.

Unsere Knie auf den Sitzen der letzten Reihe schauten wir nach hinten aus dem Fenster, wie unser Kosmos sich von uns entfernte und schließlich zur spiegelglatten Fata Morgana wurde.

Unser Zeitplan geriet zum ersten Mal durcheinander, als wir uns vor dem einfachen, verputzten Mehrfamilienhaus in der Puschkinallee wiederfanden. Wir standen dort, wechselten nervös von einem Fuß auf den anderen, bissen auf unseren sommerspröden Lippen herum und vergruben die verknoten Finger unserer Hände in den Taschen. Einer hätte den Anfang machen müssen, aber ausgerechnet das hatten wir nicht besprochen. So vergingen Minuten, die in der Planung nicht vorgesehen waren.

Im Matheunterricht bekamen wir ab und zu die Aufgabe, in gezeichneten Bildern von Gegenständen oder Landschaften geometrische Formen zu erkennen, mit bunten Stiften nachzuzeichnen und korrekt zu benennen, weshalb es sich für mich in diesem Moment anfühlte, als sei ich direkt in ein solches Bild geraten. Wir standen also vor einem großen, auf der langen Seite liegenden

Rechteck mit einem weiteren braun abgeblätterten Rechteck als Tür sowie fünfzehn gleichmäßig darin verteilten Quadraten, die Fenster. Auf allem thronte ein gleichschenkliges, ehemals bestimmt rotes, nun vermoostes Dreieck. Das Haus sah nicht schlechter aus als die anderen Häuser in der Puschkinallee, die keine Bäume säumte und die daher den Namen Allee eigentlich nicht verdient hatte. Aber es sah eben auch nicht besser aus, und auf gar keinen Fall wie eine Umgebung, in der Helden wohnten.

Die Enttäuschung war Martin anzusehen. Alles an ihm schien ein bisschen zu hängen – die Augen, die Mundwinkel, die Schultern, sogar der Oberkörper hatte an Spannung verloren, als würde sich der ganze Junge der Straße entgegenhängen, um sich dort müde und erschöpft von einer Hoffnung, die sich nicht zu erfüllen schien, hinzulegen und den Kummer wie einen Rausch auszuschlafen.

»Ich glaube, es gibt auch noch eine Puschkin*straße*, das hier ist ja die Allee.« Ich legte alle Betonung auf den Teil mit der Straße und alle künstliche Zuversicht in meine Stimme. Es hätte doch sein können, dass Martin einfach nicht richtig zugehört hatte, dass er nach dem Anfang mit Puschkin in seinen Gedanken schon wieder weggeflogen war und dass wir deswegen einfach am falschen Ort waren. Hätte sein können.

»Sein Name steht aber am Klingelschild in der Mitte«, antwortete Martin trotzig und drückte schon den schwarzen Halbmond seines Zeigefingernagels auf den Knopf.

Aus einem der geöffneten Fenster über uns war ein deutliches Schnarren zu hören, das nicht einmal im Ansatz einem echten Klingeln glich. Ich schlenderte zur gegenüberliegenden Straßenseite, um vielleicht einen Blick durch die Fenster zu erhaschen, aber auch, um – ohne, dass Martin es mir ansehen konnte – mir schon einmal einen geeigneten Trost zu überlegen.

»In meiner Klasse heißen auch zwei so«, rief ich. »Robert und die komische Katrin. Und von denen die Eltern, Geschwister und die Großeltern und Tanten und Onkels und alle. Fast jeder heißt so. Am Ende von dem Film, den ich gestern im Fernsehen gesehen

habe, kam der Name mindestens zehnmal vor. Stell dir vor, wir hätten so einen Nachnamen, wie ihn alle haben.« Meine Stimme überschlug sich und Martin versuchte ein müdes Lächeln, was ihm nicht gut gelang.

»Ich fänd den Namen gut«, sagte er genau in dem Moment, als über uns eine laute Stimme lospolterte.

»Wartet ihr auf den Weihnachtsmann, oder was?« Ein Mann aus dem linken Quadrat in der mittleren Reihe, ausgerechnet aus der mittleren Reihe, starrte zu uns hinunter. »Hier gibt's keine Geschenke, geht nach Hause.«

Den Kopf weit im Nacken, versuchte ich gegen die hochstehende Sonne anzublinzeln, um besser erkennen zu können, wer uns da so dringend weghaben wollte.

»Guten Tag«, rief Martin neben mir in den Himmel. »Wir sind von der Luxemburg-Schule. Für ein Projekt sollen wir in der Nachbarschaft rumfragen, wer Hilfe gebrauchen kann. Altpapier, Glas, Einkaufen. So was. Wir sind ›Gruppe Puschkinallee‹.«

Ich starrte Martin an und zischte: »Spinnst du?«

Mein Cousin kam in Fahrt: »Machen Sie uns auf? Dann können wir im Haus fragen und die Liste abhaken, die wir von der Schule bekommen haben.«

Das Fenster wurde ohne ein weiteres Wort zugeschmissen. Unschlüssig verlagerten wir einmal mehr das Gewicht unserer gedankenschweren Körper von einem Fuß auf den anderen. Verstohlen schaute ich zu Martin, der gerade einen unsichtbaren Stein vor sich her kickte und durch die ins Gesicht fallenden dunklen Haarsträhnen immer wieder einen Blick zur Eingangstür warf. Die Minuten schlugen wieder einmal Kapriolen und erschienen mir endlos. Die Sonne stand jetzt genau über uns, der Asphalt verschluckte unsere Schatten und Martin wartete auf ein Wunder.

»In alten Häusern sind die Klingeln doch sowieso nie richtig angeordnet, glaube ich. Man darf nicht denken, unten ist unten, Mitte ist Mitte und oben ist oben. Der untere Klingelknopf gehört oft ganz nach oben, der mittlere nach unten und der unten in die Mitte. Total schwierig für die von der Post. Hat Michael aus

meiner Klasse erzählt. Seine Mutter trägt Briefe aus. Der muss es wissen«, sagte ich vorsichtig, als plötzlich die Tür geöffnet und aufgehalten wurde.

»Was denn nun? Habt ihr's euch anders überlegt? Doch keine guten Taten für die lieben Nachbarn?«, drang die Stimme von eben aus dem nun schwarzen Rechteck der Haustür.

Mein gerade noch so mutiger Cousin stand wie festgewachsen und kurz hatte ich Sorge, dass er mit seinem kleinen Schatten zusammen im Boden versinken würde. Vielleicht war es der Anflug eines Lachens in der Stimme des Mannes, der dafür sorgte, dass ich Martin am Shirt zupfte, und entschlossen Richtung Rechteck stapfte. Wahrscheinlicher ist, dass es etwas war, dem ich erst viel später nachspüren konnte und das die Quelle unseres Kindheitszaubers war: Je kleiner einer von uns wurde, desto größer wurde der andere.

Es vergingen keine zwanzig Minuten, als sich die Haustür wieder öffnete und Martin mir über die Straße entgegenkam. In der Zwischenzeit hatte ich, um den Schein zu wahren, wirklich bei den anderen Nachbarn geklingelt und unsere Hilfe angeboten. Nur eine einzige Frau mit einem brüllenden Baby auf dem Arm hatte geöffnet und mir die Tür direkt wieder vor der Nase zugeworfen. Das Brüllen hatte ich bis auf die Straße gehört.

»Und?«, fragte ich vorsichtig.

Martin schüttelte den Kopf auf eine Weise, die mich zögern ließ, weiter zu bohren. Beides, das Brüllen des Babys und Martins Kopfschütteln, begleiteten mich ein gutes Stück des Rückwegs.

Ein paar Tage später erschien mir der Moment günstig: »Weiß er es? Hast du es ihm gesagt?« Wir saßen gerade an der Spitze unserer Buhne, an der ein kleiner, kitzelnder Wind vorbeizog. Zwei Fische hatten schon angebissen und alle beide hatten wir – nicht, ohne dass Martin sie vermessen und die Daten im Buch notiert hatte – wieder zurück in ihren schmutzigen Fluss entlassen. Dass der Fluss derart schmutzig war, wussten wir da noch nicht. Von diesen Dingen lasen wir erst Jahre später in den Zeitungen. Damals war er einfach nur *unser* Fluss und ob er schmutzig war oder

nicht, hätte für uns ohnehin keine Rolle gespielt.

Statt einer Antwort holte Martin die Angel ein und packte alles zusammen.

Nach unserem geheimen Ausflug bekamen wir beide erst einmal drei Tage Stubenarrest und Martin für die Dauer der Sommerferien einen festen Freitagnachmittagstermin in der Puschkinallee – ›Altpapier, Glas, Einkaufen, so was‹. Sein Vater konnte Hilfe gebrauchen, sagte Martin. Ich versprach, ihn zu decken.

Unsere bis dahin zeitlosen Wochen bekamen einen Freitagsriss. Ein Riss, der sich mittwochs schon zart, donnerstags in aller Deutlichkeit ankündigte und samstags noch nachklang. War uns der Wochentag bisher gleichgültig gewesen, so widmete ich ab sofort meine ersten Gedanken nach dem Aufwachen dieser Frage. Ein Suchen und Kramen in meinen inneren Schubladen, sobald ich die Augen aufschlug: Erleichterung von Sonntag bis Dienstag, ganz schlicht, ganz schön. Von Mittwoch bis Samstag dagegen trat ein neues Gefühl in meine Tage, für das ich erst einmal einen Namen finden musste. Es zog in der Mitte, machte das Einatmen schwerer, das Ausatmen geräuschvoller, kürzer, auch gehetzter, die Lider und Glieder schwerer. Schwerer Mut. Schweren Mutes. Schwermut.

Hallo, Schwermut.